

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 106 (2012)
Heft: 11

Artikel: Im Fremden zu Hause?
Autor: Dietschy, Beat
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-390380>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Fremden zu Hause?

«Im Fremden zu Hause»: Diese Wortkombination hat eine eigentümliche Faszination. Er enthält in drei Worten eine Dissonanz – und ihre Auflösung. Doch das Dissonante bleibt erhalten, wie in einem süss-sauren Gericht. Doch wie beim Essen, ist auch hier damit vor allem Wohlgeschmack verbunden.

Dieser philosophisch-geschichtlicher Essay übers Heimischwerden im Fremden hat Beat Dietschy als Referat an der Jahresversammlung von IRAS-COTIS am 3. Juni 2012 in Bern vorgetragen.

Das Fremde, das Angst macht

Kleinkinder «fremdeln» bekanntlich, wenn sie jemand sehen, in dem sie die vertraute Person der Mutter oder des Vaters nicht wiedererkennen. Viel später kommt es erst dazu, dass man das Zuhause verlässt. Auch in diesem Übergang macht die Begegnung mit dem Fremden Angst, – aber auch Lust, sie zu überwinden. Märchen handeln davon: «Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen». Eine Unbehaustheit wird da spürbar, zugleich kann jedoch die Erfahrung gemacht werden, dass auch im Welschland (wörtlich: Fremdland), im Ausland (wortverwandt mit Elend), ein zu Hause sein möglich wird. Am stärksten natürlich in der Liebe zu dem oder der Fremden, da verwandelt sich Fremdheit in Vertrautheit. Das ist eine Glückserfahrung. Dasselbe kann man sagen vom Leben in einem fremden Land: Ich habe es, als ich ein paar Jahre in Peru gelebt habe, als ein faszinierendes allmähliches Heimischwerden im Fremden erlebt.

Und doch ist für mich etwas zutiefst Unheimliches in der Formulierung «Im Fremden zu Hause» enthalten. Steckt darin nicht eine ganz und gar unverschämte Arroganz? Wie komme ich denn dazu, sagen zu können: Ich bin im Fremden bei mir? Freud hat die berühmte Formulierung gebraucht, das Ich sei nicht Herr im eignen Haus. In mir selber ist so viel Fremdheit, die mir Angst macht, die ich kaum bewältigen kann, die ich verleugne, abwehre, verbanne. Wie kann ich dann im Fremden ausser mir «zu Hause sein» wollen? Ist es dort vielleicht leichter «Herr im Haus» zu sein? Die männliche Sprache ist da sehr gemäss.

Fremdes Zuhause als Machtanspruch

In der Tat meine ich, dass unser Thema etwas sehr Ambivalentes hat. Auf der einen Seite ist es verbunden mit Fremdverstehen, mit Sich-Einfühlen, Empathie. Doch schlägt das sehr leicht um in

Machtanspruch, in eine Form von Gewalt. Ist nicht «Im Fremden zu Hause» die Definition eines Parasiten, der von einem fremden Organismus und auf Kosten dieses «Wirtes» sich ernährt?

In Peru habe ich immer wieder mich als Eindringling erlebt. Nun gut, ich war das streng genommen ja auch. Zu denken gab mir jedoch vor allem, dass es PeruanerInnen im eigenen Land so ergehen konnte. Ein Agronom aus Arequipa, der jahrelang mit grösster Begeisterung und viel Einfühlungsvermögen mit Quechua-Bauern im Hochland zusammengearbeitet hatte, hat das schmerzhaft erlebt: Nun gehst Du in Dein Land zurück, sagten sie ihm zum Abschied. Er erfuhr die Distanz von «Indígenas» zu einem Mestizen aus der Stadt. Er hat sie überbrückt – und blieb doch der Fremde. Hintergrund dafür ist eine 500-jährige Geschichte interkultureller Gewalt, die stärker ist als alle persönlichen Beziehungen. Es ist die Geschichte europäischer Invasion und Expansion, die hier nachwirkt.

Zur Geschichte der europäischen Machtergreifung

Angefangen hat die europäische Expansion, wenn man von den Kreuzzügen absieht, um die Wende zum 16. Jahrhundert mit der Entdeckung und Eroberung von Amerika. Dies war die eigentliche Geburtsstunde der Moderne und des heutigen Weltsystems, sagen Historiker wie Immanuel Wallerstein oder der argentinische Philosoph Enrique Dussel. Dussels These zum Beginn der Moderne lautet: Nicht das «cogito, ergo sum» (ich denke, also bin ich) des Philosophen Descartes, sondern das «conquero, ergo sum» (ich erobere, also bin ich) des spanischen Monarchen hat die Ära der Neuzeit eingeläutet und geprägt. Man versteht diese These besser, wenn man daran denkt, dass die Reconquista, die Rechristianisierung Spaniens, fast nahtlos in die Conquista Amerikas überging. 1492 kapitulierte der letzte arabische

Herrscher in Al-Andalus, Muhammad XII., vor den Heeren von Ferdinand II. und Isabella I. Gewalt über die Andern, die als Fremde definiert werden, spielt in beidem eine Schlüsselrolle: Zunächst sind es die Muslime und die Juden in Spanien, mit denen man lange zusammengelebt hat, die zu Feinden erklärt werden. Und nach dem Abschluss ihrer Vertreibung setzt sich der Krieg gegen die «Ungläubigen» in der sogenannten Neuen Welt fort. Hier werden die Ressourcen für Europas kapitalistische Entwicklung geholt.

Die Neuzeit, der Aufschwung Europas zur Weltmacht, verdankt sich so gesehen einem Zusammenspiel von christlichem Auftrag, absolutem Machtanspruch und merkantilistischer Bereicherung. Kampf gegen die Andersgläubigen, politischer Absolutismus und Landnahme für wirtschaftliche Expansion gehen dabei Hand in Hand. Allerdings spielt auch das «cogito ergo sum» dabei eine Rolle: Das moderne Denken seit Descartes ist mit Beherrschung der Gegenstandswelt, ja mit ihrer Eroberung verbunden. Raimon Panikkar, ein Theoretiker des interkulturellen und interreligiösen Dialogs, sprach deshalb von einer «Epistemologie des Jägers», die sich in der Moderne durchsetzt. Gejagt wird das Fremde, und auch die Natur ist Fremdes, das überwältigt werden muss.

Die Aneignung fremden Landes und die Unterjochung fremder Völker mussten legitimiert werden. Denn das war umstritten. Bischof Las Casas trat für die Rechte der Indios ein. Sein Hauptgegner war Juan Ginés Sepúlveda. Beide konnten Karl V. ihre Argumente vortragen, so etwa 1550 vor dem Indienrat in Valladolid. Sepúlveda setzte sich letztlich durch. In seinem Buch mit dem Untertitel «Über die gerechten Gründe für den Krieg gegen die Indios» brachte er folgende Argumente vor :

1. Die Indios sind «Barbaren, einfach, ungebildet und unerzogen, Wilde, völlig

unfähig etwas anderes als mechanische Fertigkeiten zu erlernen ... so dass es ratsam war, dass sie von anderen regiert wurden».

2. «Die Indios müssen das spanische Joch tragen, selbst wenn sie es nicht wollen, zum Ausgleich und zur Strafe für ihre Verbrechen gegen das göttliche Gesetz und das Naturrecht».

3. Die Spanier seien verpflichtet zu intervenieren, weil dort eine grosse Anzahl von Menschen jedes Jahr den Göttern geopfert würden.

4. Die spanische Herrschaft erleichtere die Christianisierung der Indios.

Wohlgemerkt, es handelt sich durchwegs um edle und anerkannte Motive jener Zeit! Grundmuster dieser Rechtfertigungen des Kriegs und der Unterjochung anderer sind jedoch bis heute wirksam:

1. Andere zu regieren, weil sie selber nicht über die nötigen Voraussetzungen verfügen: Erinnert das nicht an die Strukturanpassungen, welche die Bretton Woods Institutionen und Regierungen hochverschuldeten oder sogenannten fragilen Staaten auferlegen?

2. Interventionen werden heute nicht mehr wegen «Verbrechen gegen das göttliche Gesetz», aber wegen Missachtung der Menschenrechte durchgeführt. Fast alle Kriege des 21. Jahrhunderts, sagt Franz Hinkelammert, wurden im Namen der Menschenrechte entfesselt.

3. Auch das Einschreiten gegen Menschenopfer gehört bis heute zum Arsenal von Kriegsbegründungen.

4. An die Stelle der Pflicht zur Missionierung allerdings traten andere Gründe. Heute ist es vor allem die Pflicht zur Ausbreitung von Demokratie und Rechtsstaatlichkeit.

Es sind also im Verlauf der Neuzeit auch neue Rechtfertigungsmuster hinzugetreten, die in der Zeit der spanischen Conquista noch nicht so ausgeprägt waren. Was etwa die Aneignung fremden Landes angeht, so wurde das Hauptargument vom englischen Philosophen John Locke formuliert: Wer sein Land nicht

nutzt, dem gehört es auch nicht. Gemeint hat er damit, dass erst das Privateigentum an Boden und die kapitalistische Inwertsetzung und Ausbeutung des Landes «Nutzen» bedeute. Alles andere Land sei herrenlos und zur Aneignung frei, ein Muster, das sich im Kontext des heutigen «Landgrabbing», der Aneignung bäuerlich genutzter Böden durch Agrokonzerne, wiederfindet. Die Versklavung der andern, der Indios, der Schwarzen produktiv gemacht haben in der Tat vor allem die protestantischen Länder Holland und England. Sie erst haben es geschafft, die Eroberten und Unterjochten nicht nur auszuplündern, sondern – moderner – dem «stummen Zwang der ökonomischen Verhältnisse» (Karl Marx) auszuliefern.

Hinzu kam auch, dass sich ab dem 18. und vor allem dem 19. Jahrhundert die vom Westen beherrschte Welt immer weiter ausbreitete. Sie umfasste nun Länder wie Indien, welche aus europäischer Sicht Hochkulturen wie Indien beherbergten. Das stellte vor neue Fragen: Wenn Europa der Inbegriff der entwickelten Welt darstellte, wie konnte man diese Kulturen dann einordnen? Die östlichen Hochkulturen wurden deshalb von «Orientalisten» studiert, die sich anschickten, diese Fremde zu verstehen. Orientalisten sind Fachleute, welche dank hermeneutischer Empathie «im Fremden zu Hause» sind. Sie kennen und erfassen den andern sogar besser als er sich selbst. Kein Wunder, denn dieses westliche Wissen verwandelt, wie der ägyptische Soziologe Anouar Abdel-Malek feststellt, «das <Studienobjekt> in ein anderes, zu dem sich das studierende Subjekt transzendent verhält». Und es bringt diesen Gegenstand zugleich hervor: Wir erhalten so einen homo Siniticus, einen homo Africanus, einen homo Arabicus usw. Ein essentialistisches Wissen vom andern hält also Einzug, das ihn in seiner Wesensart definiert: der gleiche Vorgang der Stereotypisierung, der auch den rassistischen Diskursen eigen ist.

Die Erblast des kolonialen Blicks

Nicht nur Orientalisten schaffen ein Bild vom Andern. Ein solches wird auf allen Ebenen der Fremdwahrnehmung produziert. Edward Said (Orientalism, New York 1978) und postkoloniale Theorien haben gezeigt, dass Bilder, die wir heute verwenden, auf Grund von Sehgewohnheiten gelesen werden, die insgesamt geprägt sind vom kolonialen Zeitalter. Als Beispiele können die Reklamesammelbilder dienen, die Joachim Zeller in seinem Buch «Bilderschule der Herrenmenschen» dokumentiert hat.

Bild 1: «Véritable extrait de viande»



Es sind Produkte der Alltags- und Populärkultur mit starker visueller Wirkung: Weiße stehen meist im hellen Sonnenlicht, Schwarze unter Bäumen, im Urwald. Sehr häufig begegnet dieser stereotype Kontrast zwischen dem unheimlichen Dunklen und der hellen Strahlkraft der aufgeklärten Wahrheit. Der oder das Dunkle sind angstbesetzt. Aber es gibt, wie hier auf dem Bild, auch die Faszination für den «exotischen Fremden», den «edlen Wilden», den Naturmenschen, der seit den Schilderungen des Brasilienfahrers Jean de Léry im 16. Jahrhundert die europäische Imagination des andern ebenfalls bevölkert. Und es gibt subtile Untertexte, in denen verborgen wirkt, was die Rolle der andern war oder ist: «véritable extrait de viande», Fleischextrakt, Rohstofflieferant, wobei die Menschen selber zu den extrahierten Rohstoffen gehören.

Bild 2: «Menschenfresser! Lebend»

Das kommt auch in dem Bild «Menschenfresser! Lebend» zum Ausdruck, das auf die Schaumessen anspielt, in denen exotische Menschen zur Schau gestellt wurden. Erinnern wir uns daran,



dass Anthropophagie einer der Begründungen für die Eroberung Amerikas war. Sepúlveda lebt in solchen Bildern weiter.

Bild 3: «Wild – Zivilisiert»



Sie sind geprägt von Stereotypen, die im kollektiven Unbewussten der europäischen Moderne tief verankert sind: Zivilisierte EuropäerInnen stehen barbarischen Wilden gegenüber. Hier der nackte Eingeborene mit unterentwickeltem Intellekt, als mordlüsterne Bestie – dort der kluge Missionar, Lehrer oder Kolonisator auf dem Sockel. Der «weisse Mann» ist stets in der Position des Überlegenen dargestellt. Der kamerunische Soziologe Munasu Duala M'bedy hat es in seinem Buch «Xenologie. Die Wissenschaft vom Fremden und die Verdängung der Humanität in der Anthropologie» auf den Punkt gebracht: «Das Fremde half dem Europäer in seinem

Selbstverständnis an der Spitze der menschlichen Evolution zu stehen». Hier der moderne Europäer, dort der Zurückgebliebene, Unterentwickelte: Dieser Kontrast und diese Hierarchie finden sich übrigens auch in Diskursen über Entwicklung, ja im Begriff Entwicklungshilfe selber.

Bild 4: «Die schwarzen Frauen und Kinderlein»

Das Bild vom Missionar im Dienst der Kakaowerbung (um 1905) verdeutlicht ebenso wie jenes von einer Trappisten-Mission um 1900, dass es dabei um weit mehr als die Aneignung von Land oder Rohstoffen ging. Geraubt wurde auch



das Selbstbild: Die Überlegenheit des Kolonisators oder Entwicklungshelfers geht einher mit einer Herabstufung der andern: Der Fremde wird zum erziehungs- und hilfsbedürftigen Kind. Es ist kein Zufall, dass in der Spendenbeschaffung bestimmter Hilfswerke noch immer Bilder hilfsbedürftiger Kinder eingesetzt werden. Problematisch daran ist vor allem, dass auch darin die Entwertung des Fremden unter dem Anschein seiner Rettung sich fortsetzt: «Im Kolonialismus», stellt Zeller mit Recht fest, «lief die Begegnung mit dem Fremden stets auf Enteignung hinaus».

Schlussbemerkungen

Ich habe Beispiele aus der Vergangenheit gebracht. Können wir sagen, dass diese Vergangenheit vergangen ist? Ist die «visuelle Entkolonialisierung» (Zeller) tat-

sächlich abgeschlossen und erledigt? Bauen nicht Anti-Minarett-Plakate der SVP auf dem Islambild auf, das seit der Reconquista vom Westen aufgebaut wurde? Und auch die Hilfswerk-Werbung hat, wie erwähnt, ihre Erblasten. Nicht nur die Werbung: Baut nicht ein Grossteil der Entwicklungskonzepte der westlichen Welt im Grunde auf dem Grundsatz auf: Was wir sind, das sollt ihr werden? Hat das christliche Abendland die Einstellung «Wie im Westen, so auf Erden» wirklich überwunden?

Jedenfalls ist es angebracht, gegenüber dem Anspruch «Im Fremden zu Hause» misstrauisch zu sein. Er ist höchst ambivalent. Die Geschichte von 500 Jahren wirkt nach in Fremden- und Selbstbildern, die einer Entschlüsselung und Dekonstruktion bedürfen. Auf diesem Hintergrund möchte ich zum Schluss noch eine These zur Diskussion stellen: Das Fremde ist nicht per se bedrohlich: Es wird bedrohlich gemacht, damit sich die Enteignung und Aneignung des Fremden und die Gewalt gegenüber den Fremden legitimieren, organisieren und aufrechterhalten lässt.

Anders gesagt: Es ist nicht naturgegeben, dass das Fremde mich bedrohen muss. Dass es zur Maxime kommt: «Ich kann nur leben, wenn du stirbst», hat seine Gründe. Sie ist nur zu verstehen auf dem Hintergrund einer zutiefst unbarmherzigen, absolut gesetzten globalen Marktlogik, die das Ausschalten des Kontrahenten verlangt und «Manager mit Killerinstinkten» (Maucher) hervorbringt. «Ich kann leben, wenn du stirbst»: Dieser Grundsatz ist aber weder menschlich noch natürlich oder vernünftig. Alle Kulturen und Religionen kennen oder kannten den umgekehrten Satz: «Ich bin, wenn du bist». Das heisst: Wir müssen an einem globalen Zuhause arbeiten, das Andere anerkennt, nicht ausschliesst. Einem Zuhause mit Fremden. Sind nicht schliesslich wir selbst uns am meisten Fremde? ●

Beat Dietschy ist Zentralsekretär des evangelischen Hilfswerks Brot für alle. Dieser Tage hat er zusammen mit Doris Zeilinger und Rainer Zimmermann das «Ernst Bloch Wörterbuch» herausgegeben. (Dietschy@bfa-ppp.ch).